

LITERATUR

Was vom Schweigen übrig bleibt

Die Bruchstücke einer Nation als Mosaiksteine eines Romans: Yvonne Adhiambo Owuor erträumt sich ihre Heimat Kenia als Ort des Aufbruchs.

VON ANJA BENGELSTORFF

Als die Kenianerin Yvonne Adhiambo Owuor 2003 Afrikas wichtigsten Literaturpreis gewann, wusste nur eine kleine Gruppe Bibliophiler, dass sie überhaupt schrieb. Die meisten dieser Eingeweihten waren kenianische FreundInnen der Autorin. Ihre preisgekrönte Kurzgeschichte «Weight of Whispers» (Das Gewicht von Geflüster) war ihre erste literarische Veröffentlichung. Sie handelt von einem aristokratischen Flüchtling aus Ruanda, der mit seiner Familie in Kenias Hauptstadt Nairobi Zuflucht sucht. Die Autorin stellt darin das Klischee des allzeit starken Mannes infrage, der nie scheitern darf, auch in Afrika nicht. Ihre Kurzgeschichte «The Knife Grinder's Tale» (Die Geschichte des Messerschleifers) wurde als Kurzfilm adaptiert. 2014 bejubelte das englischsprachige Feuilleton ihren Debütroman «Dust» zu Recht einhellig. Nun erscheint im Dumont-Verlag unter dem Titel «Der Ort, an dem die Reise endet» eine weitgehend gelungene deutsche Übersetzung.

Die drei Landessprachen Kenias sind Englisch, Suaheli und Schweigen.

Unter den Teppich gekehrt

Eine gescheiterte Familie in der kenianischen Wüste, die aus ihrem Sterben und Leben einen Sinn zu ziehen versucht, steht im Zentrum des Romans. Sie bildet den roten Faden einer Handlung, die allerdings weit über eine rei-

ne Familiengeschichte hinausreicht. In ihrem Mittelpunkt agiert Kenia selbst als Nation, als ein mit Sinn und Identität zu füllendes Konstrukt. Und da ist zunächst Odidi, ein brillanter Student, Rugbystar, Mädchenschwarm und Geschichtenerfinder, der den Kamelen Wasserlieder vorsang. Er stirbt als Gangster in einem Hinterhalt der Polizei, nachdem seine vielversprechende Karriere als Ingenieur zu Ende ging, weil er angesichts staatlicher Korruption seinen Mund nicht halten wollte. Seine zerbrechliche kleine Schwester Ajany ist Künstlerin und kehrt nach Jahren aus Brasilien zurück, um ihren geliebten Bruder zu beerdigen. Sie beschliesst, ihn «zu finden», seinem Tod auf den Grund zu gehen. Ihr Vater Nyipir, der als Kind Gräber ausgehoben hatte, wurde später die rechte Hand eines britischen Kolonialoffiziers, der ihn gefoltert hatte, und noch später Viehdieb. Ihre mit einer Kalaschnikow bewaffnete Mutter Akai ignoriert die Tochter und droht am Tod des Sohnes zu verzweifeln. Und schliesslich ist da Hugh Bolton, der Sohn des Kolonialoffiziers. Er kommt nach Kenia, um seinen Vater zu suchen.

Es gibt keine Helden in diesem Roman, die über das Böse triumphieren. Die ProtagonistInnen sind allesamt gebrochene Charaktere. Ihre Geschichten bieten Fragmente der Geschichte Kenias an, die sich langsam zu



Durch die kenianische Wüste ziehen und den Kamelen dabei Wasserlieder vorsingen: Yvonne Adhiambo Owuor entwirft das Panorama eines gefährdeten Landes. FOTO: ALAMY

einem Mosaik verdichten. Was bleibt? Diese Frage zieht sich durch das ganze Buch. Einfache Antworten gibt es nicht, denn, so der wahrscheinlich wichtigste Satz des Buchs: «Die Landessprachen Kenias sind Englisch, Suaheli und Schweigen.» Gewalt, Verbrechen, Ungerechtigkeiten und Konflikte werden in Kenia – wie auch anderswo – unter den Teppich gekehrt. Totgeschwiegen. Darauf richtet Owuor ihr Augenmerk. Sie schreibt in «Der Ort, an dem die Reise endet» von einer Nation, die «unter den kleinen Egos kaputter Männer schwelt, die Könige sein wollen, (...) wenn sechzehn kopflose Leichen eine Strassensperre auf einer Autobahn bilden und wenn Menschen Kugelschreiber als Waffen benutzen, um ihre Nachbarn zu beschuldigen – die niedergemetzelt und verbrannt werden – und ihren irdischen Besitz für sich beanspruchen.» In einem Interview sagte sie: «Ich möchte etwas über mein Land verstehen, ein Land, das seine besten Köpfe ermordet. Welche Nation kann sich derart vor visionärer Kraft fürchten?»

Dem Geheimnis auf den Grund gehen

Yvonne Adhiambo Owuor hat als Autorin keine Zeit für literarischen Small Talk zu verschwenden. Ihre Sätze sind präzise und dicht und fordern unsere ungeteilte Aufmerksamkeit. Auch macht sie keine Zugeständnisse an LeserInnen, die mit der Geschichte Kenias von der Unabhängigkeitsbewegung in den fünfziger Jahren bis zu den von Gewaltakten begleiteten Wahlen

2007 nicht allzu vertraut sind. Allerdings leistet ein Glossar am Ende des Buchs Erste Hilfe.

Die Autorin wechselt zwischen poetisch-impressionistischen Beschreibungen, wenn sie durch die harsche und trotz ihrer rauen Schönheit quälende Realität von Kenias Norden führt, und Stakkatosätzen zur Charakterisierung einer unbeliebten Lehrerin: «Mrs. Karai, Master of Education. Kalebassenförmig. Untersezt. Streng. Eiskalt. Gelbbraune, dürre Beine.» Dazu kommen magisch-realistische Schilderungen: «Ihr Gesicht ist wie dafür gemacht, in unheimlichen Gewitternächten durch dunkle Scheiben zu spähen.»

Yvonne Adhiambo Owuor, deren zweiter Roman noch dieses Jahr in New York erscheinen wird, ist eine Optimistin und eine Intellektuelle. Mit «Der Ort, an dem die Reise endet» erträumt sie sich eine Idee ihrer Heimat Kenia, in der das Schweigen über historische Ungerechtigkeiten endlich aufbricht und etwas Neues entstehen kann. So wie Odidis und Ajany's Familie den Geheimnissen auf den Grund geht, die ihre Beziehungen untereinander jahrzehntelang gelähmt hatten.



Yvonne Adhiambo Owuor: «Der Ort, an dem die Reise endet». Aus dem Englischen von Simone Jakob. DuMont Buchverlag. Köln 2016. 496 Seiten. 30 Franken.

BUCH

Fairer Agrarhandel – aber wie?



Fausta Borsani, Thomas Gröbly (Hrsg.): «Zwischen Fairtrade und Profit. Wer sät, der erntet – oder doch nicht?» Stämpfli Verlag. Bern 2015. 256 Seiten. 39 Franken.

In diesem Buch geht es um grosse, wichtige Fragen: Welche Anbau- und Handelssysteme helfen gegen Hunger? Wie könnte ein fairer Agrarhandel aussehen? Viele Texte bieten einen guten Überblick zu einem bestimmten Thema – zum Beispiel über die Bedeutung des Bio-landbaus für die Welternährung oder das Freihandelsabkommen TTIP. Interviews mit der «Bananenfrau» Ursula Brunner, der kritischen Wissenschaftlerin Angelika Hilbeck oder dem indischen Aktivisten Rajagopal P.V. ergänzen das Buch gut.

Doch «Zwischen Fairtrade und Profit» hat ein typisches Sammelbandproblem: Diverse ExpertInnen haben Überblicksartikel geschrieben, die inhaltlich nicht klar genug voneinander abgegrenzt sind. So geht es immer

wieder um die Rolle der Welthandelsorganisation (WTO) und die Macht der Konzerne, und manche – wichtige – Fakten werden oft wiederholt. Etwa dass ausgerechnet KleinbäuerInnen, die bis heute die Welt ernähren, am meisten von Hunger bedroht sind. Wer mit den Themen vertraut ist, erfährt nicht viel Neues, für alle anderen wäre dagegen eine Einführung hilfreich gewesen, die grundlegende Fragen beantwortet: Warum bringt Freihandel den meisten BäuerInnen keine Vorteile? Warum haben Direktzahlungen einen Einfluss auf den Weltmarktpreis? Warum ist Kunstdünger problematisch? Dafür fehlt es nicht an allgemeinen Appellen: «Politiker und Politikerinnen müssen mutig für die Menschen und nicht für den Profit eintreten.»

Nur selten geht das Buch nah heran, zu den LandwirtInnen selbst. Beim Hauptthema, dem Agrarhandel, seiner Ausgestaltung und seinen Auswirkungen, fehlen die Blicke aus der Nähe fast ganz. Der Ökonom Markus Mugglin erwähnt, dass verschiedene Schwellenländer den Hunger erfolgreich bekämpften. Hier wären Details spannend gewesen: Wie sah die Kombination der «landwirtschaftlichen Förderung und der sozialen Absicherung» in Thailand genau aus? Und ist die Armutsbekämpfung in China langfristig nicht auch prekär, weil sie auf Kosten der Umwelt geht?

Wie gesagt, das Thema dieses Buches ist wichtig. Aber um aufzurütteln, bleibt es zu sehr in der Halbdistanz.

BETTINA DYTTRICH

POST-COUNTRY

Lyrische Flaschenpost



Sturgill Simpson: «A Sailor's Guide to Earth». Atlantic Records. 2016.

Wenn Sturgill Simpson in «Sea Stories» mit zerknautschtem Südstaatenakzent seine «ol' 64» besingt, geht es nicht um einen amerikanischen Oldtimer, sondern um eine Nintendo-64-Konsole. Ansonsten steckt in diesem mitreissenden Countryrock, der von Simpsons Zeit als Navysoldat und der gemütlichen Langeweile auf hoher See erzählt, kein Quäntchen Gegenwart. Die subtilen reflexiven Brechungen, die seine Texte durchziehen, sind musikalisch eingekleidet in ein traditionalistisches Gewand. Simpson wird ein immenses Bewusstsein für die Geschichte des Country nachgesagt. Die musikalische Gegenwart interessiert ihn dagegen kaum, auf seinem iPod soll sich kein Stück befinden, das nach 1980 erschien.

Wenn auf «A Sailor's Guide to Earth» dennoch eine Coverversion von Nirvanas «In

Bloom» zu hören ist, vermag Simpson diese problemlos ins Gesamtkonzept des Albums einzugliedern. In einem warmen, an Elvis erinnernden Bariton ergänzt er die Zeile «He knows not what it means» mit «to love someone». Obwohl er sich den Text angeblich falsch gemerkt hatte, stiftet die Auflösung einen neuen Sinn: Simpson dreht damit Cobains Zorn über die Verständnislosigkeit seiner Fans in eine sanfte Nostalgie der Adoleszenz. «A Sailor's Guide to Earth» ist eine Flaschenpost, ein musikalisches Vermächtnis an Simpsons zweijährigen Sohn, dem das ganze Album gewidmet ist.

Mit dem grandiosen Vorgänger «Modern Sounds in Country Music» (2014) hat Simpson in Anspielung auf Ray Charles' «Modern Sounds in Country and Western Music»

(1962) seinen Post-Country abgesteckt. Während Charles' Werk durch stilistische Vielfalt Geschichte geschrieben hat, ist Simpsons Revolution zunächst eine lyrische. In düsteren Metaphern sinniert er über den Anfang der Welt und besingt den durch psychedelische Substanzen verdrehten Blick. Doch auch sein musikalischer Konservatismus ist ein Kontrapunkt: Gegen den geschichtsvergessenen Countrymainstream wirkt der Rückbezug auf Outlawlegenden wie Merle Haggard und Waylon Jennings radikal.

Mit den musikalischen Mitteln von Funk und Soul weist Simpson nun die Rolle des Countryretters zurück, als der er kürzlich noch gefeiert wurde. Damit bleibt er seinen BewunderInnen einen Schritt voraus.

DAVID HUNZIKER